

Stefan Hock / Karl May

De mortuis nil nisi bene – über Tote sprich nichts, wenn du nichts Gutes sagen kannst. Das ist der Sinn dieses lateinischen Sprichworts. Die Lateiner einiger Wiener Tagesblätter haben es aber übersetzt: Ueber Tote sage nichts als Gutes, Gutes um jeden Preis. Die Lobeshymnen, die über den verstorbenen Jugendschriftsteller Karl May in vielen Wiener Zeitungen angestimmt wurden, hätten mich freilich nicht veranlaßt, der Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift zu folgen und das Schweigen über den Toten zu brechen, wenn er wirklich tot wäre. Der Schriftsteller lebt aber fort in seinen Werken, und der Verbreitung der Reiseromane Karl Mays, die zu den verderblichsten Schriften aller Zeiten gehören, entgegenzuarbeiten, gehört auch in Zukunft zu den ersten Aufgaben eines jeden, der sich berufsmäßig mit der literarischen Produktion und mit der Erziehung des Volkes beschäftigt. Als Lehrer der Literaturgeschichte an der Wiener Universität gehöre ich zu diesen Verpflichteten. Und das ist der Grund, warum ich, nicht ohne Ueberwindung, neuerdings in die Tiefen der Schriftstellerei und des Lebens Karl Mays herabsteige. Auch des Lebens. Denn es ist unmöglich, den Schriftsteller, zumal den Jugendschriftsteller, von seinen Werken zu trennen. Die Literaturgeschichte sieht ihr höchstes Ziel darin, die Entstehung des Kunstwerkes aus dem Wesen des Künstlers zu erklären. Hinter jeder Dichtung steht der Mensch, der sie geschaffen hat, und wirkt mit seiner Persönlichkeit stärker auf uns als irgend ein Lebender, der in persönlichem Verkehr uns beeinflußt. Das gilt für alle Leser. Aber der erwachsene Mensch, der mitten im Leben steht, auf den täglich tausend Eindrücke einströmen, dessen geistige Kräfte durch die berufliche Tätigkeit in Anspruch genommen sind, hat im guten und schlimmen verminderte Empfänglichkeit für die Produkte der künstlerischen Phantasie, die für seine Existenz keine praktische Bedeutung haben. Anders die Kinder. Fast ihre gesamte Aktivität erschöpft sich in einem Phantasieleben, das für sie wirklicher ist als die Wirklichkeit. Diese Welt der Phantasie erschaffen sie zum größten Teile aus den Anregungen, die ihnen in frühester Kindheit die Märchenerzählungen der Erwachsenen, späterhin eigene Lektüre bietet. Die Forderung, daß der Dichter eine sittlich wertvolle Persönlichkeit sei, muß gegenüber dem Jugendschriftsteller in erhöhtem Maße gestellt werden. Allerdings, es handelt sich hier um die Sittlichkeit, nicht um die Sitte. Wenn auch die moderne Wissenschaft das Verbrechen in den meisten Fällen aus der krankhaften Anlage des Verbrechers erklärt und die Fiktion von dem „edlen“ Verbrecher damit verschwindet, so ist die Möglichkeit doch nicht zu leugnen, daß jemand unter dem Zwange von Umständen ein Verbrechen begehen und sich dennoch die Sittlichkeit seines Wesens bewahren kann. Darum soll auf die Vergehungen Karl Mays, so wenig sie auch den Charakter von Leidenschaftsdelikten hatten, kein Gewicht gelegt werden. Wohl aber muß zur Charakteristik des Mannes die Art und Weise geschildert werden, wie er zeitlebens durch, milde gesagt, ungebräuchliche Mittel seine schriftstellerischen Einnahmen zu steigern gesucht hat.

Karl May begann als Verfasser von kleinen Kolportageheftchen für eine bekannte Firma in Lahr. Er hat dann mit besonderem Eifer Kolportageromane für die Firma Münchmeyer zu Niedersiedlitz-Dresden geschrieben. Die Qualität dieser Romane ist am besten gekennzeichnet durch den Titel des ersten: „Waldröschen oder die Verfolgung um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft von Kapitän Ramon Diaz de la Eskosura.“ 109 Lieferungen zu 10 Pfennigen. Cardauns charakterisiert ihn folgendermaßen: „Es ist ein Hintertreppenroman ungeheuerlichster Art, aus dem Hundertsten ins Tausendste gehend. Der Stil ist ähnlich, aber schlechter als in anderen Romanen.... Als Hauptwürze aber eine großartige Schamlosigkeit.... Ein bevorzugtes Thema bilden tiefe und tiefste Negligés, durchsichtige Kleider, Nuditäten, üppige Formen, lüsterne Bilder aller Art, furchtbare Roheit, Verführung, Sittlichkeitsverbrechen, Ehebruch, gemeine Wüstlings- und Dirnenerlebnisse, eine unendliche Bordellgeschichte – oft bis zur Unerträglichkeit ausgemalt und unzählige Male derart bei den Haaren herbeigezogen, daß man den Zweck, Befriedigung der niedrigsten Instinkte, mit Händen greifen kann.“ Karl May hat bekanntlich behauptet, daß die unsittlichen Stellen von seinem Verleger eingefügt worden seien. Der Roman ist im Jahre 1882 erschienen. Im Jahre 1902 hat Karl May, von dem Redakteur einer klerikalen Zeitschrift, deren Mitarbeiter er war, gedrängt, seine Einwendungen erhoben. Er gab an, daß er nie Korrekturen dieser Kolportageromane gelesen, daß er sie nie zu Gesicht bekommen habe. Abgesehen davon, daß dieser Behauptung die Zeugenaussagen von Karl Mays erster Frau und einer in der Druckerei Münchmeyers angestellt gewesen Korrektorin entgegenstehen, dürfte es bei ernstern, auf ihren Ruf

bedachten Schriftstellern wohl nicht oft vorkommen, daß sie eine solche Gleichgültigkeit gegen ihre Werke an den Tag legen. Allerdings war es bei Karl May nur Gleichgültigkeit gegen den Text, nicht gegen den Ertrag seiner Romane. Denn er hat bis an seinen Tod gegen die Witwe des Verlegers um ein Nachtragshonorar von 300.000 Mk. Prozeß geführt. Die in Frage stehenden Romane aber sind von dem Rechtsnachfolger Münchmeyers, Adalbert Fischer, in neuer Auflage unter dem Namen Karl Mays und – mit Genehmigung Karl Mays herausgegeben worden. In einem am 11. Februar 1903 geschlossenen Vergleich hat May dem Verleger, von dem er selbst behauptet hat, daß er wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften verurteilt worden sei, das volle Verfügungsrecht über diese Romane überlassen unter der Bedingung, daß Fischer bei Neuauflagen, „die seiner (Fischers) Ueberzeugung nach etwa anstößigen Stellen entferne“. In demselben Vergleich verpflichtet sich Fischer, „alle in seinem Besitze befindlichen Mayschen Manuskripte, insbesondere »Dalila« und »Buch der Liebe« herauszugeben“. Zum Danke dafür überließ Karl May dem Verlag Fischer seine „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ zu dem sehr mäßigen Honorar von 2000 Mk. für je 5000 Exemplare zu je 40 Druckbogen. Und so durfte er allerdings in seiner Selbstbiographie „Mein Leben und Streben“ (1911), Band I, Seite 220, mit Beruhigung zum Beweise auffordern, daß die unsittlichen Stellen der Romane, daß namentlich das „Buch der Liebe“ von ihm sei: „Ich verlange die Vorlegung meiner Originalmanuskripte. Einen anderen Beweis kann es nicht geben.“

Gleichzeitig mit diesen Kolportageromanen, deren Unsittlichkeit durchaus nicht etwa auf das Geschlechtliche beschränkt ist (Die Statistik meines Rechtsanwaltes Dr. Siegmund Freund über die im „Waldröschen“ geschilderten grauenhaften Verbrechen war in der Dresdner Ausstellung gegen Schundliteratur zu sehen und machte dann die Runde durch alle Zeitungen.), schrieb Karl May fromme Muttergottesgeschichten für die katholische Familienzeitschrift „Deutscher Hausschatz“, im Verlag von Pustet in Regensburg. Der Erfolg dieser Erzählungen zog Karl May, der als Protestant geboren und gestorben ist, ins Lager der Katholischklerikalen. Viele Jahre lang hat er in Kürschners Literaturkalender, dessen Angaben, wo es nicht ausdrücklich anders gesagt ist, von den Schriftstellern selbst gemacht werden, sich als Schriftsteller katholischer Richtung bezeichnet. Nicht nur in Marienlegenden für den „Regensburger Marienkalender“ hat er Lehren der katholischen Religion verherrlicht, nicht nur in seinen Roman „Winnetou“ ein Ave-Maria eingelegt, sondern auch in allen seinen späteren Reiseromanen katholisierende Tendenzen verfolgt. In einer fast komischen Selbstverherrlichung, „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen“ („Deutscher Hausschatz“, 23. Jahrgang, Nr. 1 und 2), hat er am Schlusse den Tod Winnetous als ein wirkliches Erlebnis geschildert: „Mir klingt noch heute das Ave-Maria in den Ohren, bei dessen Klängen er in meinen Armen die Augen schloß.“ Im Jahre 1901 hat er einem Geistlichen auf die Frage, ob er Katholik sei, geantwortet: „Also ein Kritiker hat Zweifel ausgesprochen, ob ich katholisch oder sonst was sei ... Eines schien sogar mir bisher unmöglich, nämlich daß jemand, der meine Bücher gelesen hat, mich nach meinem Glauben fragen könne. In zirka vierzig Büchern und vielen noch ungesammelten Journalbeiträgen habe ich über diesen meinen Glauben so deutlich gesprochen ... Und ein Kritiker ... hat in ihnen noch so wenig von diesem Glauben entdeckt, daß er nicht weiß, ob ich katholisch oder sonst was sei! Von ihm selbst weiß ich zwar noch weniger, ob er katholisch oder sonst was ist, da Sie, Hochwürden, mir nichts darüber sagen. Auch ist mir unbekannt, was gerade dieser Herr unter katholisch versteht; aber da Ihnen daranzuliegen scheint, daß er über meinen allbekannten Glauben Aufklärung erhalte, und ich doch auch gerne wissen möchte, um welchen Kritiker es sich handelt, so bitte ich Euer Hochwürden, ihn zu veranlassen, sich direkt an mich zu wenden. Er kann überzeugt sein, von mir eine echt katholische Antwort zu erhalten.“

Der Katholizismus für die gläubigen Katholiken, der Doktorhut für die Schätzer der Gelehrsamkeit. In demselben Literaturkalender von Kürschner bezeichnete sich Karl May durch viele Jahre als Doktor der Philosophie. Seine Aufsätze im „Hausschatz“ zeichnete er als Doktor. Seine Photographie unterschrieb er als „Doktor Karl May“. Professor Paul Schumann in Dresden wies nach, daß May niemals eine Universität besucht habe. May erwiderte, er habe das Doktorat von einer Universität des Auslandes, *honoris causa*, erhalten. Er habe es vor einigen Jahren (in Wahrheit vor anderthalb Jahren) dem sächsischen Unterrichtsministerium zur Prüfung vorgelegt und den Bescheid erhalten: „Es sei allerdings gültig, überall, nur innerhalb Deutschlands nicht; übrigens habe der Name Karl May einen größeren Wert als jeder derartige Titel.“ Dieser seltsame Bescheid ist natürlich, wie aktenmäßig festgestellt wurde, nicht erfolgt, sondern einfach die Mitteilung, daß das Ministerium „nach den hinsichtlich ausländischer Dokortitel

festgehaltenen Grundsätzen zu seinem Bedauern außerstande ist, die nachgesuchte Genehmigung zu erteilen.“ Die Herkunft des Dokortitels hat Karl May wiederholt in abweichenden Varianten erzählt. Am 10. September 1898, bei einer Einvernahme vor der Amtshauptmannschaft Dresden-N., will er ihn in Rouen verliehen erhalten haben; gleichzeitig teilte er dem vernehmenden Beamten mit, er habe in China eine dem Dokortitel gleiche oder noch höher stehende Würde erworben. Der Sinologe F. Kühnert wies, 1899, nach, daß Karl May nicht chinesisch könne. Nun erklärte er, das Diplom von der deutschen Universität in Chicago erhalten zu haben. Das beruht auf Wahrheit. Der Barbier John Malok hat im Jahre 1897 eine Handelsgesellschaft unter dem Titel „Deutsch-amerikanische Universität“ gegründet, die gegen eine entsprechende Bezahlung Doktordiplome ausstellte.

In demselben Literaturblatt von Kürschner hat sich Karl May als Uebersetzer aus einer großen Zahl von außereuropäischen Sprachen bezeichnet. Darunter chinesisch und Indianersprachen. Daß er nicht chinesisch konnte, haben wir gehört. Professor Schumann hat nachgewiesen, daß die Literatur der Indianer aus Bibelübersetzungen besteht.

Diese letzten Angaben sollten dazu dienen, in seinen Lesern die Ueberzeugung zu wecken und zu stärken, daß May die in seinen Romanen geschilderten Reisen selbst gemacht habe und nur Selbsterlebtes erzähle. In den „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen“ sagte er: „Weil ich meist Selbsterlebtes erzähle und Selbstgesehenes beschreibe, brauche ich mir nichts auszusinnen..... So habe ich es auch mit den fremden Sprachen gehalten. Zwar sind Fleischer und Wüstenfeld, die berühmten Orientalisten, meine Lehrer gewesen, aber den eigentlichen Fluß habe ich mir doch erst an Ort und Stelle geholt.“ Diesem Aufsatz sind Photographien beigefügt, die Karl May (immer: Doktor Karl May) in seinem Arbeitszimmer zeigen, einen ausgestopften Löwen neben sich („das von mir in Afrika geschossene Raubtier“); ferner Karl May in phantastischen Kostümen und Stellungen mit den Unterschriften: „Karl May – Old Shatterhand mit Winnetous Silberbüchse“, „Karl May – Kara Ben Nemsi mit dem Henrystutzen“. Er beschwert sich darüber, daß so viele Leser seine Photographien verlangen: Das ergibt Tausende von Mark, welche meine Leser in aller Unbefangenheit von mir verlangen. Daß der Photograph Adolf Nunwarz in Linz-Urfahr Bilder von Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi verkauft, ändert nichts. Man will sie umsonst von mir haben.“ In demselben Aufsatz prahlt er mit der Kraft seiner Hand und mit seinem „bekannten Jagdhieb“. Die gleiche Reklame besorgten Rundreisen, die er unternahm. Er ließ durch Plakate verkünden, daß er für seine jungen Freunde in einem Hotel der betreffenden Stadt an bestimmten Tagen zu sprechen sei. Er empfing sie mit einem kräftigen Händedruck, zeigte ihnen seine Narben, erzählte ihnen von seinen Abenteuern.

Als man ihm nachwies, daß er bis zum Jahre 1899 Deutschland nicht verlassen hatte, da erklärte er alle die für Dummköpfe, die „jenes imaginäre Ich, also die großen Menschheitsfrage“ mit Karl May verwechselt hätten. Während er früher für sich kein anderes Verdienst als das der unbedingten Wahrheit seiner Erzählungen in Anspruch genommen hatte, sollten nun alle seine Reiseerzählungen bildlich, symbolisch oder, wie er so schön sagte, „figürlich“ zu verstehen sein. Sie sollten nur die Vorbereitung bilden zu dem einen großen Werke, in dem er die Züchtung des Edelmenschen lehren wollte. Mit diesen Versuchen, jahrzehntelang aufgestellte Behauptungen einfach verschwinden zu lassen, brauchen wir uns nicht länger zu beschäftigen.

Ich habe, soweit es der eng bemessene Raum gestattet, mit völliger Beiseitelassung aller Dinge, die sich auf das Privatleben Karl Mays beziehen, den Schriftsteller charakterisiert und wende mich nun seiner Schriftstellerei zu. Sie ist ohne jeden künstlerischen Wert und von unglaublicher Armut an Stoffen und Motiven. Alle Romane sind nach derselben Schablone gebaut, und sehr oft wiederholen sich ganze Szenen Wort für Wort. Von einer Charakteristik der Personen ist keine Spur, die Sprache wimmelt von groben Verstößen gegen die Grammatik. Nur die Landschaftsschilderungen heben sich aus dem tiefen Niveau des übrigen hervor. Sie sind, wie der Benediktinerpater Ansgar Pöllmann mit opfermutigem Fleiß nachgewiesen hat, samt und sonders aus älteren Reiseschriftstellern abgeschrieben. Die Romane entwerfen Szenen von scheußlicher Roheit und Grausamkeit. Nur zwei kurze Stellen mögen dies belegen. „Winnetou“, 1. Band, Seite 50: „Er sprang auf mich ein. Ich empfing ihn mit einem Fußtritt in die Magengegend. Das ist ein sicheres Mittel, den Gegner zu Fall zu bringen, nur muß man dabei sehr fest auf dem anderen Bein stehen.“ 2. Band, Seite 141: „Sobald ich einen halblauten Ruf ausstoße, legt ihr ihm die Hände um den Hals, aber richtig, versteht ihr? Die beiden Daumen kommen ihm in den Nacken, so daß sie mit den Spitzen zusammenstoßen, und die anderen acht Finger, je vier von jeder Seite, an die Gurgel. Mit diesen acht

Fingern drückt ihr ihm den Kehlkopf so fest, wie ihr könnt, einwärts.“ Das ist die reine Verbrecherschule. Daneben stehen dann erbauliche religiöse Gespräche. Die Wirkung dieser Bücher auf entsprechend veranlagte Kinder ist eine furchtbare. Vor mir liegt die Nummer der „Leipziger Abendzeitung“ vom 1. Jänner 1908. Hier wird von der Ermordung eines Mannes durch einen Fünfzehnjährigen erzählt. Um den Verdacht von sich abzulenken, schrieb der Knabe einen Zettel, in dem ein angeblicher Bruder des Ermordeten erklärt, die Tat begangen zu haben: „Ich habe einen Brudermord begangen. Aber mit Recht, denn er hat mich beraubt. Ich habe Blutrache geübt. Er hat nach mir geschossen.“ Der Junge erzählte in der Verhandlung, daß ein Buch von Karl May, in dem drei Morde vorkommen, auf seine Phantasie gewirkt habe. Viele Lehrer werden ähnliche, wenn auch nicht so krasse Vorfälle berichten können.

Seit Jahren werden die Bücher Karl Mays von allen namhaften Pädagogen als wahres Gift für die Jugend bezeichnet. Selbst die Klerikalen, die ihn so lange unter ihre Fittiche genommen hatten, haben ihn preisgegeben, ja, es ist gerade einigen Geistlichen und Zentrums Männern, Pater Ansgar Pöllmann, Pater Expeditus Schmidt, Dr. Hermann Cardauns, zu danken, daß die Zweifel an der Würdigkeit des Jugendschriftstellers eine authentische Grundlage erhielten. Nur die Wiener Klerikalen haben an ihrem Liebling festgehalten, und die Zeitschrift „Die Freistatt“, ein Ableger des „Vaterland“, hat dem von Pater Pöllmann Angegriffenen noch im Jahre 1910 eine Freistatt geboten. Wenn die von so vielen Seiten und so lange Zeit hindurch betriebene Aufklärungsarbeit noch immer keinen vollen Erfolg erzielt hat, so ist das in erster Linie auf die Haltung einiger weitverbreiteter Tageszeitungen zurückzuführen. Es wäre endlich an der Zeit, daß diese in die Dokumente des Karl May-Streites Einblick nehmen, die uninteressierte Objektivität seiner literarischen Gegner würdigen und ihr Publikum vor der Lektüre seiner Bücher warnen.

Keine Kunstgattung hat so hohe volkserzieherische Bedeutung wie die Dichtung. Auf keinem Gebiete ist aber auch die verderbliche Wirkung der Unkunst so groß wie auf dem der Literatur. Solchen Erwägungen dankt die Freie Volksbühne ihre Entstehung. Die gleichen Erwägungen haben uns zum Kampfe gegen Karl May geführt. Und so ist denn wohl die Hoffnung gerechtfertigt, daß die Mitglieder der Freien Volksbühne diesen Kampf billigen und in ihrem Wirkungsbereich unterstützen werden.

Aus: Der Strom, Organ der Wiener Freien Volksbühne, Wien. 2. Jahrgang, Nr. 2, Mai 1912, S. 40–46.

Stefan Hock (1877–1947), Literaturhistoriker, Dramaturg.

Textfassung: Hans-Jürgen Düsing, Juli 2018